

Knauer.

TANJA KINKEL

DAS SPIEL DER NACHTIGALL



Tanja Kinkel

Das Spiel
der Nachtigall
Roman

Über dieses Buch

Er war von ihr nach allen Regeln der Kunst ausgehorcht worden, und er war nicht sicher, ob das, was er empfand, Bewunderung oder Groll war, Zorn, verletzte Eitelkeit - oder eine unsinnige Verliebtheit.

Ende des 12. Jahrhunderts gilt nur das als Wahrheit, was der Klerus von der Kanzel und der Adel mit dem Schwert diktiert. Ein Mann aus einfachen Verhältnissen ist nicht bereit, dies hinzunehmen: Walther von der Vogelweide erkennt, dass auch seine Worte gefährliche Waffen sind und beginnt mit List und Lautenspiel, diejenigen zu bekämpfen, die nur ihre eigene Gerechtigkeit und Herrlichkeit kennen. Doch selbst ein furchtloser Mann wie Walther kann in die Knie gezwungen werden – von einer Frau, die alles tut, um ihre Träume zu verwirklichen: Als Jüdin hat Judith keine Rechte. Sie darf nur hoffen, gut verheiratet zu werden. Und doch gelingt ihr das schier Unmögliche: Sie studiert als eine der wenigen Frauen in Salerno die Heilkunde. Als Magistra zieht sie von Hof zu Hof und beginnt wie Walther, Einfluss auf Menschen und die Geschehnisse des Landes zu nehmen. Das bringt die beiden immer wieder in tödliche Gefahr ...

Inhaltsübersicht

KARTEN

Dramatis Personae

Prolog Aufgesang

I. Werbelied

- Kapitel 1
- Kapitel 2
- Kapitel 3
- Kapitel 4
- Kapitel 5

II. Wechsellied

- Kapitel 6
- Kapitel 7
- Kapitel 8
- Kapitel 9
- Kapitel 10
- Kapitel 11
- Kapitel 12
- Kapitel 13
- Kapitel 14

III. Wahl

- Kapitel 15
- Kapitel 16

- Kapitel 17
- Kapitel 18
- Kapitel 19
- Kapitel 20
- Kapitel 21
- Kapitel 22

IV. Krieg

- Kapitel 23
- Kapitel 24
- Kapitel 25
- Kapitel 26
- Kapitel 27
- Kapitel 28
- Kapitel 29

V. Tagelied

- Kapitel 30
- Kapitel 31
- Kapitel 32
- Kapitel 33
- Kapitel 34
- Kapitel 35

VI. Fall

- Kapitel 36
- Kapitel 37
- Kapitel 38
- Kapitel 39

- Kapitel 40
- Kapitel 41

VII. Frauenlied

- Kapitel 42
- Kapitel 43
- Kapitel 44
- Kapitel 45
- Kapitel 46

Nachwort

Bibliographie

Bonusmaterial

- Interview
- Hintergrundartikel
- Zusatzkapitel

Leseprobe »Grimms Morde«





Dramatis Personae

Wien

Walther von der Vogelweide: Held des Romans,
Minnesänger

Markwart: sein Jugendfreund

Herzog Leopold von Österreich: in seiner Ehre
gekränkter Fürst

Friedrich und Leopold von Österreich: seine Söhne,
nach ihm Herzöge

Helena von Ungarn: Herzogin von Österreich, mit
einem Geheimnis

Mathilde: Wirtin mit unerwarteten Gästen

Reinmar: Minnesänger aus dem Elsass, Kampfgefährte
des alten Herzogs

Wolfger von Passau: ehrgeiziger Bischof mit Sinn für
Dichtung

Salomon: Münzmeister in Wien, Judiths Vetter

Otto von Poitou: Geisel für seinen Onkel Richard
Löwenherz, Welfenerbe

Köln

Judith: Heldin des Romans, Ärztin

Stefan: ihr zum Christentum konvertierter Onkel,
Weinhändler

Paul: sein Sohn

Adolf von Altena: Erzbischof von Köln mit dem Recht, Könige zu krönen

Gilles: ein Aquitanier, arbeitet für Stefan

Hagenau

Philipp von Schwaben: jüngster Sohn des Kaisers Friedrich I., genannt Barbarossa, und Bruder Kaiser Heinrichs VI.

Heinz von Kalden: Reichshofmarschall

Irene von Byzanz: Tochter des Kaisers Isaak Angelos, später Philipps Gemahlin

Beatrix: Irenes und Philipps älteste Tochter

Salerno

Salvaggia: Judiths erste Patientin

Meir ben Eleasar: Augenarzt, ist als Judiths Ehemann vorgesehen

Lucia: Judiths Magd

Francesca von Bologna: Judiths Lehrerin

Thüringen

Hermann von Thüringen: wetterwendischer und dabei sehr erfolgreicher Landgraf

Dietrich von Meißen: Markgraf, sein Schwiegersohn

Jutta: Herrmanns Tochter, Dietrichs Gemahlin

Freiburg im Breisgau

Herzog Berthold von Zähringen: der Krone würdig,
aber nicht um jeden Preis

Braunschweig

Maria: Besitzerin eines Badehauses, Dirne; Judiths
Patientin und spätere Freundin

Heinrich von Braunschweig: Pfalzgraf, Welfe, älterer
Bruder Ottos und von diesem übervorteilt

Agnes von Hohenstaufen: Pfalzgräfin, Heinrichs
Gemahlin, Philipps Base

Würzburg

Konrad von Querfurt: Bischof von Würzburg,
Jugendfreund des Papstes, Philipps Kanzler

Botho von Ravensburg: Konrads Dienstmann, Heinz
von Kaldens Neffe

Bamberg

Eckbert von Andechs: Fürstbischof aus der mächtigen
Familie der Andechs-Meranier

Berthold von Andechs: sein jüngerer Bruder,
Dompropst

Gertrud von Ungarn: ihre Schwester, Königin von
Ungarn

Georg: Kreuzritter mit verhängnisvollem Wien-
Aufenthalt

Sizilien

Diepold von Schweinspeunt: mächtiger deutscher
Adliger

Friedrich von Sizilien: Sohn Kaiser Heinrich VI. und
Konstanzes von Sizilien; Staufererbe

Brüssel

Mathilde von Brabant: stolze und ehrgeizige Gemahlin
des Herzogs

Marie: ihre älteste Tochter und Erbin

Prolog Aufgesang

21. Dezember 1192

Erdberg bei Wien

Am gleichen Tag, als Walther zum ersten Mal in seinem Leben einem Herzog und einem König begegnete, seine Fertigkeit entdeckte, wildfremde Menschen zu beeinflussen, und Gold in seinen Händen hielt, schlief er auch zum ersten Mal mit einer Frau.

Soweit er wusste, war er noch lange keine zwanzig Jahre alt, obwohl er sich für älter ausgab, um Eindruck auf die Leute zu machen. Zum Glück hatte er kein rundes Kindergesicht, sondern eines, das mit seiner Raubvogelnase, den schmalen Lippen und der hohen Stirn ohnehin ein paar Jahre reifer wirkte. In ein paar Tagen würde das Weihnachtsfest gefeiert werden, und er hatte erneut alle Hände voll zu tun, seinen besten Freund Markwart zu überreden, nicht kurz vor ihrem ersten großen Ziel einen Rückzieher zu machen, nur, weil sie die letzte Nacht in einem Stall hatten verbringen müssen. Schließlich war das nicht ihre Schuld gewesen: Ihr mühsam Erspartes hätte noch gereicht für eine warme Bank im Gasthof zum Bunten Ochsen, oder sogar für einen Strohsack in einem der Gemeinschaftszimmer. Aber dann war der angebliche Kaufmann erschienen, dem man den feinen Herrn schon von weitem an der hoherhoben Nase ablas, und hatte kurzerhand für sich und sein Gefolge

alle Zimmer verlangt, was bedeutete, dass die Wirtin die anderen Gäste in den Schankraum umquartieren musste. Für Walther und Markwart war nur noch der Stall geblieben.

»Daran kannst du erkennen, dass dir niemand den *Herrn Walther* abnimmt«, sagte Markwart klagend, während sie sich gegenseitig die Überröcke abklopften. Im Stall war es warm gewesen, zugestanden, aber wenn Walther damit zufrieden gewesen wäre, mit Kühen, Pferden und Ziegen zu übernachten, hätte er auch daheimbleiben können. Immerhin war er so schlau gewesen, sein Festtagsgewand im sorgfältig zugeschnürten Ranzen zu lassen; auf dem grauen Leinen, das er wie die meisten Leute an den Wochentagen trug, sah man den Dreck nicht so schnell. »Ob du nun einen angeblichen Knappen dabei hast oder nicht«, fuhr Markwart fort, »dir steht der Hungerleider auf der Stirn geschrieben.«

»Unsinn«, entgegnete Walther kurz angebunden. Markwart war schnell wehleidig; seine ständigen Beschwerden glichen Mühlrädern, klapp, klapp, klapp, immer dasselbe. Andererseits gab es fast nichts, zu dem Walther ihn nicht überreden konnte. Wenn es hart auf hart ging, hatte Markwart ihn noch nie im Stich gelassen. *Lass uns unser Glück am Hof zu Wien versuchen* war bei Markwart zunächst auf Einwände gestoßen, die alle mit »aber« begannen, doch etwas Geld für die Reise hatte er trotzdem zusammengebracht. Das Pferd, das sie sich teilten, kam zwar von Walthers Vater, doch das Sattelzeug

von Markwart. Er hatte sogar geschluckt, dass er den Knappen spielen musste, obwohl es nicht einfach war, ihm das zu vermitteln: »Spielmänner haben keine Knappen. Wenigstens keine, die ich je gesehen habe.«

»Eben. Ich will kein Spielmann werden, sondern ein Minnesänger. Das sind Herren, die an den Höfen der Mächtigen weilen, verstehst du? Und die brauchen Knappen, damit man sie als Herren erkennt.«

»Herr Walther«, murrte Markwart jetzt, während sie den Schankraum betraten, um sich für ihre ehrlichen Pfennige wenigstens ordentlich zu sättigen. »Herr Walther vom Eselsmist, mehr glaubt man dir nicht. Und dafür haben wir Bayern verlassen! Warum kann eigentlich nicht ich Herr Markwart sein und du mein Spielmann? Schließlich habe ich, im Gegensatz zu dir, schon bei Frauen gelegen«, spielte er seinen liebsten Trumpf aus, »während du noch keine Ahnung von diesen Spielchen hast.«

Ich warte eben noch auf eine Meisterin, dachte Walther, kein Küken, das genauso neugierig ist wie ich und mir nicht zeigen kann, was ich zu tun habe, um uns beide glücklich zu machen. Ich will mich nicht blamieren wie du und hören, ich solle keine Butter mit ihren Brüsten schlagen, oder nicht in ihren Bauch beißen, wie in einen harten Apfel. Für mich muss es etwas Besonderes sein. Ich will Lippen spüren, die so zart sind, dass man sie außer mit den eignen nur mit der Zunge berühren kann, und ich will wissen, warum die eine Frau Angst vor den Männern hat, die nächste aber glänzende Augen bekommt, wenn sie an die

vergangene Nacht denkt. Aber hier und jetzt war nicht die Zeit für Schwärmereien. »Weil du nicht weißt, was du tun willst, wenn sie uns erst bei Hofe aufnehmen, außer die großen Herren und ihre Damen anzustaunen. Doch was ich will, das weiß ich ganz genau«, gab Walther zurück und versuchte, den Blick der Wirtin auf sich zu ziehen. Sie war eine Witwe, die den Bunten Ochsen mit ihren Söhnen betrieb, von denen der ältere gewiss so alt wie Walther und Markwart war. Das sah man ihr allerdings kaum an: Die Grübchen in ihren runden Wangen zeigten nur, dass sie gerne lachte, und der Busen war, soweit sich das unter ihrem Hemd und dem Oberrock erkennen ließ, noch üppig und fest. An der Art, wie sie die Hände auf die Hüften stemmte, um einen Gast anzufahren, der sich immer noch auf der Bank lang gestreckt hatte, statt Platz für die anderen Gäste zu machen, die nun in den Schankraum drängten, konnte man sehen, dass auch der Rest ihrer Gestalt und ihres Wesens nicht von Traurigkeit bestimmt war.

Markwart war Walthers Blicken gefolgt und gab ihm einen Rippenstoß. »Die könnte deine Mutter sein.«

Walther grinste. »Nicht, wenn ich zweiundzwanzig bin.«

»Zweiund... Walther, gestern waren es noch neunzehn Jahre und die schon übertrieben!«

»Nun und? Zweiundzwanzig ist besser.«

»Du bist verrückt«, stellte Markwart fest. »Ich bleibe jedenfalls achtzehn Jahre.«

»Deswegen bist du ja auch mein Knappe«, sagte Walther gönnerhaft. »Die sind immer jünger als ihre Herren.«

Markwart versetzte ihm einen heftigeren Rippenstoß, gerade, als die Wirtin endlich in ihre Richtung schaute, was dazu führte, dass er sich krümmte und aufächzte, statt ihren Blick inniglich erwidern zu können. Sie wies mit dem Kinn zu dem Tisch, an dem bereits zwei Mönche saßen, und wandte sich wieder ab.

»Danke«, sagte Walther mit saurer Miene zu Markwart. Sie begaben sich zu den Mönchen, die ihrer Aussprache nach nicht aus der Gegend stammten. Stattdessen schwadronierten sie in einem Deutsch, das aus jedem zweiten *s* ein *sch* machte, darüber, ob es wohl eine größere Sünde sei, mit einer schönen oder einer hässlicheren Frau zu schlafen. Einer von beiden brachte vor, dass der größere Genuss bei einer schönen Frau auch einen höheren Grad von Sünde bedeute, während der andere ihm entgegenhielt, da eine schöne Frau einem Mann eher die Sinne raube als eine hässliche, sei er für seine Taten nicht mehr voll verantwortlich und daher auch kein so großer Sünder. Walther, der sich wünschte, die Wirtin hätte etwas länger zu ihm herübergeblickt, fragte ein wenig spöttisch: »Sprecht Ihr nicht in einem wie im anderen Fall wie ein Weinkenner, der nie einen Tropfen gekostet hat, Brüder? Denn wenn nicht, dann spielt es keine Rolle, was die größere Sünde ist, denn gesündigt hättet Ihr allemal.«

Markwart barg sein Gesicht in den Händen.

»Junger Mann«, entgegnete der eine Mönch grimmig, »ich kann dir sagen, welche Sünde *du* als erste zu beichten hast, wenn du das nächste Mal eine Kirche von innen siehst – mangelnde Achtung und respektlose Reden wider die Diener des Herrn!«

»Ich bin nicht derjenige an diesem Tisch, der Demut gelobt hat«, sagte Walther. Der Mönch versetzte ihm eine Kopfnuss. Das hatten die Lehrer in der Klosterschule, die ihm Lesen, Schreiben, Rechnen und ein wenig Latein beigebracht hatten, ständig getan, und es wäre den Spaß mit den zwei Mönchen wert gewesen, doch aus den Augenwinkeln erkannte Walther, dass die Wirtin wieder zu ihrem Tisch herüberblickte. Sofort setzte er sich etwas gerader und sagte so würdig wie möglich: »Sünder oder nicht? Das ist nach Eurem Gerede doch keine Frage mehr. Ihr hättet in der Beichte die Sünden vergeben, nicht aber den Sünderinnen als Buße aufgeben sollen, das Gebeichtete mit Euch gleich wieder neu zu begehen. Ich jedenfalls bin ein Mann von Stand, Mönch, und Ihr werdet mich als solchen behandeln.«

Wenn Markwart noch tiefer in sich zusammen hätte sinken können, dann wäre er von der Bank gerutscht. Walther trat ihm auf den Fuß. Schließlich war es die Aufgabe von Knappen, die Ehre ihrer Herren zu verteidigen.

Die beiden Mönche starrten ihn einen Herzschlag sprachlos an, dann bliesen sie in seltener Einmütigkeit die Backen auf und lachten. Das erzürnte Walther mehr, als er

es für möglich gehalten hatte. Immerhin hatte er es in seiner neuen Rolle bis hierher geschafft, weniger als eine halbe Tagesreise vor Wien. Er war nicht mehr der Junge, der keine bessere Zukunft vor sich hatte als die, in seines Vaters Fußstapfen zu treten. Außerdem war es keine wirkliche Lüge: Sein Vater war kein einfacher Bauer, er war ein Zöllner. Das machte ihn zu einem der Ministerialen, welche mit etwas Glück – oder genügend Phantasie, neue einträgliche Zölle oder Steuern für ihren Herzog zu erfinden – häufig mit dem Ritterstand belohnt und zu einem Mann von Stand wurden. Wenn der augenblickliche Stand nicht ganz so hoch war, wie seine Worte es klingen ließen, was tat das?

Wenn du noch nicht einmal zwei Mönche und eine Wirtin überzeugen kannst, sagte eine Stimme in Walther, die verdächtig wie die Markwarts klang, dann wird dir auch der Herr Reinmar keinen Herzschatz lang Gehör schenken und dich nicht zu seinem Schüler machen, wie du dir das erhoffst. Er wird dich umgehend hinauswerfen.

»Ihr wollt Männer Gottes sein«, sagte Walther und zwang sich, so laut wie möglich zu sprechen, wie bedeutende Männer nach seiner Meinung eben sprachen, die nie Rücksicht auf andere Menschen im Raum nehmen mussten, »und geht doch nur nach dem Augenschein. Mein Knappe und ich mögen keinen eitlen Firlefanz tragen und bescheiden reisen ...« In diesem Moment betrat der hochnäsige Herr, der alle Räume in Beschlag gelegt hatte, samt seines Anhangs den Schankraum. Walther holte tief

Luft. »... ganz anders als dieser Kerl da!« Er deutete auf den Mann, der mit seinem feingewebten blauen Mantel eher zu reich als zu arm für einen Kaufmann wirkte. »Aber wer sagt euch allen denn, dass ihm auch nur die Kleider gehören, die er am Leibe trägt? Kennt ihr ihn besser als mich? Ihr habt keinen von uns beiden vorher je gesehen. Ich habe schon gestern bezahlt, wie es üblich ist, gleich nach meiner Ankunft, für mich und meinen Knappen. Hat er das auch getan? Ich möchte wetten, das hat er nicht. Und doch seid ihr alle ganz sicher, er wird es noch tun, nur, weil er und seine Leute in Gewändern stecken, die kein vernünftiger Kaufmann, der zu rechnen versteht, auf Reisen bei diesem Wetter tragen würde. Ein Kaufmann will er sein? Niemals.«

Eigentlich hatte er nichts gegen den Mann, es ärgerte ihn nur, dass die Wirtin und die anderen eine offensichtliche Lüge als wahr hinnahmen, wenn sie von so einem eingebildeten Kerl kam, aber nicht, wenn jemand wie er die Wahrheit nur ein ganz klein wenig zurechtbog. Deswegen überwältigte ihn das Ergebnis, das seine Worte erzielten. Im Schankraum war es ruhiger und ruhiger geworden. Dem Fremden war durch Walthers ausgestreckten Arm wohl klargeworden, dass von ihm die Rede war, aber sein Gesicht mit dem rotblonden Bart wirkte nicht erzürnt, sondern eher erstaunt. Er beugte sich zu einem seiner Begleiter, der eine Priesterkutte trug. Dieser flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Inzwischen standen tiefe Falten auf der Stirn der Wirtin. Als der Mann im blauen Mantel sich umdrehte, um der Aufmerksamkeit der Leute in der Gaststube zu entgehen, stellte sie sich ihm rasch in den Weg. »Nichts für ungut, Herr«, sagte sie. »Aber ich habe wirklich noch kein Geld von Euch gesehen.«

Der Mann machte eine Handbewegung, die wohl bedeuten sollte, sie möge zur Seite treten, doch die Witwe blieb, wo sie war. Einer ihrer Söhne, der gerade noch frische Brotlaibe verteilt hatte, eilte an die Seite seiner Mutter.

»Gute Frau, Ihr werdet bekommen Euer Geld«, sagte der Begleiter in der Kutte mit starkem Akzent; die Wortstellung machte klar, dass die deutsche Zunge nicht die seine war. Nun begriff Walther auch, warum der Mann im blauen Mantel nicht erzürnt schien: Er sprach kein Deutsch und brauchte den Priester zum Übersetzen.

»Jetzt«, beharrte die Wirtin. »Ich will es *jetzt* sehen.«

Einige Männer in der Schenke erhoben sich. Es kam Walther in den Sinn, dass nun die Gelegenheit war, sich vor der Witwe als Held zu beweisen, denn der Blaubemäntelte hatte zehn Begleiter, und wenigstens fünf davon schienen Schwerter zu tragen, wenn Walther die Ausbuchtungen unter ihren Mänteln richtig deutete. Niemand sonst in der Schenke war bewaffnet. Schwerter waren etwas für Waffenknechte im Krieg, Bauern durften sie überhaupt nicht besitzen; sie waren etwas für Ritter, oder Räuber.

»Gebt unserer holden Wirtin ihr Geld, dann ist alles gut, Fremder«, sagte er begütigend, aber wie sich herausstellte, war es einfacher, mit Anklagen die Aufmerksamkeit von Menschen zu erringen, als diese mit Worten in eine ruhige Richtung zu lenken. Niemand im Schankraum achtete mehr auf ihn, alle starrten auf die Wirtin und die Fremden um den rotblonden Gast.

»Zahlen!«, rief irgendjemand, und sofort nahm der Rest im Raum das Wort auf und schrie laut: »Zahlen, zahlen!«

»Setz dich, um Himmels willen«, zischte Markwart, was in dem Rumoren zum Glück niemand außer Walther hörte. Selbst die Mönche schauten wie gebannt auf den Fremden, der schließlich die Achseln zuckte und einem seiner Begleiter zunickte. Dieser holte einen gut gefüllten Beutel unter seinem Mantel hervor. Von seinem Platz aus konnte Walther nicht erkennen, was er daraus zog, aber er sah sehr wohl, dass die Falten nicht von der Stirn der Wirtin wichen.

»Das ist nicht unser Geld«, sagte sie zu Walthers Überraschung.

»Es ist eine byzantinische Goldmünze«, gab der Priester empört zurück.

»Davon kann ich mir hier nichts kaufen«, beharrte die Wirtin. »Ich will mit ordentlichem Geld bezahlt werden.«

Einer der Mönche räusperte sich. »Mit Verlaub, uns ist das Problem nicht unvertraut. Gar mancher, der in den letzten Monaten vom Kreuzzug wiederkehrte, hat sein Geld irgendwo umtauschen müssen. In Wien gibt es ...«

Leider war das der Moment, in dem der als Zechpreller verdächtige Blaumantel die Geduld verlor und einen wütenden Strom von Worten von sich gab, die niemand im Raum außer seinen Begleitern verstand. Walthers Phantasie reichte immerhin so weit, dass er ahnte, was gesagt wurde. Auch das nun zornige Gesicht des Mannes brauchte keine Übersetzung. Und da waren immer noch die bewaffneten Begleiter.

Der Sohn der Witwe stand neben seiner Mutter und war es gewiss schon gewohnt, betrunkene Gäste hinauszuerwerfen, aber was der Mönch über Kreuzfahrer gesagt hatte, klang gar nicht gut. Wenn es sich bei dem Blaumantel und seinen Leuten um Kreuzfahrer handelte, die sich aus irgendwelchen Gründen als Kaufleute ausgaben, obwohl sich jeder geehrt fühlen würde, wenn sie das Kreuz offen auf ihren Mänteln getragen hätten, dann waren sie Kämpfe mit den grausamen Heiden gewohnt und hatten mit Schankwirten und ein paar Gästen leichtes Spiel.

»Edler Herr«, rief Walter. Er kletterte eilig auf die Bank, damit ihn auch jeder sah, raffte sein Schullatein zusammen, samt all der Messlieder und Evangelientexte, an die er sich erinnerte, und radebrechte, so gut er es eben vermochte, in der Sprache der Römer: »Der Weihnachtstag naht! Friede auf Erden! Lasst uns singen und jubilieren! Schickt Boten zum Geldwechsel in die Stadt des Kaisers Augustus, die da heißt Wien, und derweilen wir warten auf die Ankunft des Boten, der kommt in Herrlichkeit, ich werde singen zur

Vertreibung der Zeit und zum Lob des Herrn – und der Dame ... der Herrin, bei der es war kein Platz in der Herberge!«

Für einen bedrohlich langen Moment starrten alle ihn entgeistert an. Doch dann warf der Blaumantel den Kopf zurück und brach in schallendes Gelächter aus. Walther zwang sich, ruhig zu bleiben: Gelächter war besser als Schwerter. Die Fremden fielen in das Lachen ein, als seien sie es gewohnt, ihm alles nachzumachen. Sogar die Mönche an Walthers Tisch glucksten.

Schließlich wischte sich der Mann die Lachtränen aus den Augen und sagte in einem Latein, das geschmeidig und beschwingt klang, wie es selbst der Dorfpfarrer zu Hause nie gesprochen hatte: »Wohlan, dann unterhaltet uns.«

Er winkte der Wirtin zu, offensichtlich gewohnt, dass man seinen Wünschen sofort nachkam. Nun war nicht die Zeit, ihn zu belehren, dass auch er ein Herr war. Walther kletterte vom Tisch hinunter und flüsterte Markwart ins Ohr: »Hole Hilfe, es könnte hier zum Kampf kommen.«

»Aber wen soll ich denn ...?«, protestierte Markwart, während Walther sich den Weg durch den Schankraum zu dem Fremden bahnte, der inzwischen dem Mann mit dem Beutel und dem Priester, der ihre Sprache verstand, bedeutete, mit dem Geld loszuziehen, vermutlich um Münzen zu wechseln. War das alles nur ein Missverständnis gewesen? Hatte es nie eine gefährliche Situation gegeben? Nein, diese Möglichkeit wiesen Walthers Phantasie und Eitelkeit zurück. Außerdem ruhte der Blick der Wirtin auf

ihm, und das gefiel ihm sehr. Als er vor ihr und dem Fremden stand, machte er eine schwungvolle Verbeugung: »Holde Herrin dieser gastlichen Stätte, wie hieß Euch Eure Mutter?«

»Auf alle Fälle nannte sie mich nicht dumm«, gab sie unbeeindruckt zurück. »Wenn es hier zu einer Schlägerei kommt, weil du dein loses Maul gewetzt hast, mein Junge, dann musst du für mehr zahlen als für eine Schlafstätte, schreib dir das ruhig hinter die Ohren, bevor du weitersprichst.«

Das fand Walther ein wenig ungerecht, zumal er gerade angefangen hatte, in der schönen Wirtin eine mögliche Lehrmeisterin für das zu sehen, was er vor seinem neuen Leben in Wien unbedingt noch kennenlernen musste. Doch er ließ sich nicht so leicht entmutigen.

»Und Ihr, werter Herr?«, fragte er auf Latein. Der rotblonde Fremde, der sich inzwischen an einem Tisch niedergelassen hatte, der von den anderen Gästen hastig frei gemacht worden war, hob eine Augenbraue. Es wurde Walther bewusst, dass seine Worte an die Wirtin, da auf Deutsch, für den anderen unverständlich geblieben waren, was die Frage zusammenhangslos machte. »*Nomen?*«, setzte Walther also mit einem Lächeln hinterher, das der Fremde hoffentlich als freundlich erkannte.

»Peregrinus«, gab der Mann zurück. Das war sowohl das lateinische Wort für *Kreuzfahrer* als auch für *Fremder*; wenn man ein *falco* dazu setzte, dann hieß es Wanderfalke. Ein Wortspiel also, keine Lüge, aber eine Wahrheit in

Verkleidung; das gefiel ihm. Er machte sich daran, seine eigene zu weben.

Sich in Liedern zu verlieren, war etwas, das Walther schon als Kind begeistert hatte, doch in den letzten Jahren war der Wunsch dazu gekommen, sie zu gestalten. Nicht nur derjenige zu sein, der vortrug, sondern derjenige, der die Worte schmiedete. Er hatte sich auch schon Verse zurechtgereimt, nur wusste er, dass ihnen jenes wunderbare Ebenmaß fehlte, das so manche Weise der großen Sänger zierte, die von den Höfen bis zu den Marktplätzen der Dörfer gedungen waren. Deswegen brauchte er einen Meister, nicht irgendeinen, sondern den berühmtesten Sänger, von dem er gehört hatte: Reinmar, der am herzoglichen Hof zu Wien weilte. Deswegen war er hier. Nur würde bescheiden sein und zu erklären, alles, was er vortragen könne, seien ein paar unfertige Reime, ihm jetzt nichts nutzen. Ganz abgesehen davon, dass Peregrinus ein deutsches Lied ohnehin nicht verstehen würde, die Wirtin jedoch von einem lateinischen unbeeindruckt bleiben würde.

Nun, zwischen Regen und Traufe stehend hatte er schon immer seine besten Ideen gehabt.

»Edler Herr«, sagte er, »damit Ihr nicht für immer ein Peregrinus bleiben müsst, sondern als Conviva heimelig werdet, gebt doch ein Carmen aus Eurer Heimat zu Ehren unserer Domina Pulchra hier zum Besten; ich will es in die Lingua Germanica übersetzen?« Walther hatte nicht viel Hoffnung, dass der andere tatsächlich ein Minnelied

kannte, nicht, wenn er wirklich ein Kreuzfahrer war, und erst recht nicht, wenn es sich bei der Gruppe doch nur um Räuber handeln sollte. Doch Peregrinus überraschte ihn und lächelte geradezu erfreut.

»*Poeta sum*«, erklärte er. Auf diese Behauptung, er sei ein Dichter, folgte eine schweißgetränkte Stunde für Walther. Peregrinus hatte nicht nur eines, sondern mehrere Lieder auf Lager, allerdings nicht auf Latein, sondern in der Sprache der welschen Troubadoure, die Walther nicht beherrschte, so verwandt sie dem Lateinischen auch war. Also musste Peregrinus ihm erst die Verse ins Lateinische übersetzen, und dann galt es, deutsche Worte zu finden, bei denen die Musik des ursprünglichen Lieds nicht verlorenging. Sein Gehör war alles, was Walther dabei half. Die anderen Gäste und selbst ein Teil von Peregrinus' Begleitern hatten längst das Interesse verloren, während sich Walther und Peregrinus halbfertige Sätze in drei Sprachen vorsummten, bis Walther endlich seine deutsche Fassung zum Besten geben konnte: »*Dass eine Frau nicht wissen kann/Wer es ehrlich mit ihr meint,/darin liegt, so wie mir scheint,/die Schwierigkeit für jeden Mann ...*« Er war sich sehr bewusst, dass diese Fassung noch stark verbesserungsfähig war, doch zu froh und aufgeregt darüber, überhaupt einen Wortklang gefunden zu haben, dessen er sich nicht gänzlich schämen musste, um die Lösung zu verschweigen. Weiter kam er allerdings nicht. Das lag nicht etwa daran, dass er sein Publikum mit diesen Zeilen langweilte. Nein, es war einzig und allein die Schuld

der Bewaffneten, die in einem kein Ende nehmenden Strom in den Bunten Ochsen eindringen, mit grimmiger Miene und gezogenen Schwertern. Ihr Anführer war ein Mann, der über seinem Kettenhemd das herzogliche Wappen von Österreich trug, fünf goldene Adler auf grünem Grund. Er schaute sich um, machte Peregrinus aus und donnerte mit einer Stimme, um deren Wucht Walther ihn unwillkürlich beneidete: »Das ist er! Bei Gott, das ist er, der Hund!«

Überrascht, dass seine aus dem Stegreif erfundene Geschichte über Räuber in unangebrachten Gewändern sich am Ende doch noch als richtig herausstellen konnte, drehte sich Walther zu Peregrinus um – und fand sich von dessen Begleiter am Hals gepackt und gewürgt, während der Kerl unfreundliche Worte in der welschen Sprache ausstieß, die erneut keiner Übersetzung bedurften.

Offenbar dachten Peregrinus und seine Männer, Walther sei Teil einer Falle, die man ihnen gestellt hatte. Mit einer abgeschnürten Kehle war er aber kaum in der Lage, das richtigzustellen. Bald tanzten ihm Sterne vor den Augen, ihm wurde seltsam leicht, und gleichzeitig ergriff ihn Zorn, denn es war einfach nicht gerecht, hier und jetzt zu sterben, wo noch kein einziges Lied von ihm überleben würde, da schleuderte ihn der Fremde einfach zur Seite, um sein Schwert ziehen und sich vor Peregrinus zu stellen. Walther machte unliebsame Bekanntschaft mit einer Tischkante, doch immerhin war er noch am Leben. Mit weit aufgerissenen Augen sah er, wie Peregrinus' Mannen und die Neuankömmlinge aufeinander losgingen, ohne im

Geringsten auf die anderen Menschen in der Schenke zu achten. Diese schrien entsetzt auf; wer nicht zu Boden gestoßen wurde, stürzte in Richtung Tür, doch die wurde von noch mehr Bewaffneten blockiert. Das Geschrei nahm zu. Walther blickte sich nach der Wirtin um und fand sie mit einer Daubenschale in der Hand, die sie gerade eben noch davor gerettet hatte, zwischen zwei Streitern zerschlagen zu werden. In ihr Gesicht schien das pure Entsetzen geschrieben.

»Fürchtet Euch nicht, ich werde Euch beschützen«, schrie er durch das allgemeine Gebrüll, obwohl er nicht die geringste Ahnung hatte, wie er das anstellen sollte, waffenlos und ohnehin nicht in der Lage, mit einem Schwert umzugehen.

»Du Narr«, gab sie zurück, »meine Schenke ist es, um die ich fürchte! Wer soll mir den Schaden je ersetzen?«

Wie um ihre Worte zu unterstreichen, ging eine der Bänke zu Bruch, als zwei Bewaffnete auf sie stürzten. Walther schluckte. Sie hatte recht. Ganz gleich, wer sich hier durchsetzte, für den Hausrat der Wirtin würde keiner aufkommen.

»Es tut mir ...«, begann er, als Peregrinus seine Stimme erhob und offenbar seinen Anhängern in der welschen Zunge befahl, ihre Waffen niederzulegen. Dann schritt er auf den Mann mit dem herzoglichen Wappen zu und sagte formell auf Latein: »Wir stehen unter Gottes Schutz. Das wisst Ihr am besten. Was Ihr hier tut, ist Sünde.«